

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

253 (31.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderheilung und Willen



Die Wache trat an. Mit abwesenden Gedanken rief der Bootsmann die Namen auf. Der Steuerbordführer wurde verlesen. Jim Marlonen fehlte. „Jim Marlonen...?“ fragte gebohrt und misstrauisch der Wachhabende und sah über sein Taschenbuch hinweg nach dem Mittelteil, wo die Wache angetreten war. Die Matrosen zupften in der glühenden Sonne unruhig an ihren grotesken Kopfbedeckungen und gähnten gelangweilt ins Meer. Die Frage des Wachhabenden erreichte sie nicht.

„Wo ist Jim? ... Weiß das keiner von der Bande?“ betonte nachdrücklich der Bootsmann die wiederholte Frage. Verlegen ließen die Matrosen ihre Hände unter die Leibriemen, bedachten sich interessiert die Decknähe und schwiegen. Endlich schickten sie den Jungen zu den Präliminarien mit dem Bootsmann vor.

Jim Marlonen lag in seiner Koje und war krank. Von Colon, an der Einfahrt des Panamakanals, war er ohne Ausrüstung zurückgekommen und hatte sich sofort hinlegen müssen. Seitdem war er nicht wieder aufgestanden. Er lag in der Koje, stierte dumpf nach dem Tabakstaken und regte sich nicht. Ueber die eingefallenen Wangen leuchtete heftige Rote. Jim war völlig zusammengesackt.

Die Wachleute gingen an die Arbeit. In der brennenden Sonne des Karibischen Meeres gab es wenig zu tun. Unter den dumpfen Schlägen des Motors zitterte die „Sonetta“ in die Kanalfahrt hinein und machte dabei mit dem Steert wie ein Kohlenleamer. Sie war flügellos; Landwinde konnten die festgebundenen Segel nicht entfalten.

Nach der Abführung ging der Wachhabende ins Mannschaftslogis. Es war leer. Die Tageshitze hatte alle vertrieben. Fast leblos lag Jim Marlonen in der unteren Koje. Die Arme ruhten auf einer weißen Decke, und die Ähren waren dünn angeschwollen. Sie schienen sich, wie die Engel, voll Blut saugen zu wollen. Der Kranke stieß unregelmäßig Atem heraus. Als sich der Bootsmann über ihn neigte, trat dicker Schweiß auf das blaue Gesicht. Das Blut begann zu kochen. Im Fieberanfall warf sich der Matrose hin und her und krümmte unwillig den kranken Körper, wie unter elektrischen Schlägen. Milchgrüner Schweiß lief in Strömen an ihm herunter. Dann verschwanden sekundenlang die heftigen Fieber aus dem Gesicht und wichen einer tiefen, blauen Blässe. In der harten Hitze des Logis fror der Kranke. Die Zähne schlugen flappernd aufeinander, und schon im nächsten Augenblick jagten die brandroten Strahlen wieder über das höhlige Antlitz. Jim phantasierte und redete wirres Zeug durcheinander. Basse Erinnerungsreize wurden zu Schreien; ein Schanke marterte ihn in der Fieberhitze; er meinte zu verfluchen. Krampfhaft hielten die knochigen Finger die

Seitenwand der Koje fest, während der Leib sich hin und her warf, daß die Bretter ächzten. Krankensache wurde befohlen. Und nun sah sie abwechselnd am Lager des Fiebernden, hörten seine wilden Phantasieren von allen Landstrichen der Erde und sahen die erschreckenden Entstellungen. Erst als der erste Anfall vorüber war,



atmeten die Wachen freier auf. Jim fiel, müde und durstig, auf die Decken zurück.

Die Fieberwache sah draußen vor dem Logis und machte Zeugwände. Ab und zu kam einer zu dem Kranken herein. Wenn er wieder auf Deck erschien, begegnete ihm fragende, besorgte Blicke. Dann nichts er dillig ein bebendes, tröstliches Nicken; die Leute ließen ihre Unterhaltung

fallen und schwiegen. In die stöckenden Reden der Mannschaften vor der Fieberwache schloßen sich graue Erzählungen von Fieberfahrten ein.

Die Schleusen öffneten sich. Der Rachen der Kanaldurchfahrt gähnte wie ein vorfinstliches Ungeheuer die „Sonetta“ an. Langsam schob sich das Schiff in den quirlenden Wasserstrom des Rio Gatunella. Als das Schiff frei war, stand die gesamte Fieberwache an der Steuerbordreeing und blickte nachdenklich schweigend ins Wasser. Sie dachten an Jim Marlonen, der unten in der heißen Koje lag und fror. „Fieber...!“

In ihren Erinnerungen reiheten sich Bilder an Bilder. Sie dachten daran, wie das Land hier vordem gemessen war, als der Sulaee noch nicht seinen blauen Spiegel proberisch dem Himmel dar bot. Sumpfe, unendliche Sumpfe hatten sich hier gebildet. Morastiger Dschungel, in brüderlicher Hitze. Dazu Mosquitos. Dann hatten sie auf den Inseln hinter dem Winde Menschenfrachten zu sammeltreiben und herdenweise herüber verfrachtet, mitten hinein in diese Sumpfe. Die Menschen sollten das Erdreich bewegen, den Dschungel aufwühlen: Schwarze, Braune, Weiße, bis sie selbst im Morast erstickten. Siebentaufend sind in den Sümpfen der Landenge verreckt. Heimtückisch und schleichend hat sie das Fieber gepackt und hinweggerafft. Es kam weder Hilfe noch Rettung. Morgens marschierten sie singend in den Dschungel hinein, und wenn die wolkenlose Sonne sich hinter die Berge Altaraguas verdeckte, lagen sie liegend in den Gräben und blieben liegen. Die ganze Nacht schrien und fiebernten sie; Wahnideen wedte der Dürst; man hörte ihre Schreie bis in die fernen Barackenlager, aber niemand half. Wenn am Morgen neue Arbeiterfrachten sich in den Busch ergossen, dann waren die anderen verreckt, hilflos gestorben, wie die Tiere: ohne Wasser, Arzt und Beistand, denn die Ergrünungen unserer geistigen Kultur wogten sich nicht in die Fieberhöhlen Panamas vor.

So wurde in ihren Hirnen Jim Marlonen der letzte Kamerad jener Fieberfahrten, die tief unter der steinernen Fassade des Sulaees warteten. Richterne, vergessene Opfer militärischer Zweckmäßigkeit und merkantiler Fortschritts.

Speiseaberglaube

Wilde Völkergeschichten glauben teilweise, daß durch bestimmte Speisen, die sie verzehren, geheimnisvolle Kräfte erworben würden. So trinken Wilde, um stark zu werden, Tigerblut; sie zerstampfen und essen das Herz der Antilopen, um eine erhöhte Geschwindigkeit zu erlangen, und verzehren die Augen besonders scharf sehender Tiere, um ihre eigene Fernsicht zu stärken. Auch die Gottheit selbst meinen sie aus Speisen in sich aufnehmen zu können. Das war schon in

frühen Jahrhunderten der Menschheitsgeschichte der Fall.

Im alten Ägypten, das dem Lande der Juden, Palästina, benachbart war, glaubte man bei bestimmten die Zeremonien verbundenen Mahlszeiten die Gottheit in Gestalt eines Fisches in sich aufzunehmen. Gelehrte bringen die christliche Sitte des Abendmahls mit diesen Göttergessungen in Beziehung. Auch die Menschenfresserei der Kannibalen wird teilweise dahin gedeutet, daß die Wälder glauben, durch das Verzehren weicher Menschen zugleich des Wissens und Könnens dieser Menschen teilhaftig zu werden.

Die verneinte Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

(11. Fortsetzung.)

Jetzt konnte er einfach wegleiben, bis so etwas nicht mehr möglich war; und er fühlte sich bei diesem Gedanken so erleichtert, daß er sich noch gar nicht gefragt hatte, wie er von nun an ohne Tennis, das vier Jahre hindurch seine einzige Erholung und sein einziges Interesse gewesen war, auskommen sollte.

Es wurde Zeit zum Essen in Scaevell View. Frau Pound sah an einem Ende ihres langen Esstisches und bedröht ihre sechs Herren Pensionäre mit kaltem Rindfleisch. Das Mädchen reichte Kartoffelmus und Salat herum.

„Ein ganz nettes blaues Auge“, sagte Marks in einem sachkundigen Ton zu Danvers und warf dabei einen Blick über den Tisch hinweg, wo Harold an Frau Pounds linker Seite saß.

„Ja, und dabei sagt er uns noch immer nicht, wo er es sich geholt hat. Und dann noch die blutigen Hosen!“

„Herr Danvers!“ sagte Frau Pound vorwurfsvoll. Das Gräßliche an den jungen Medizinern war, daß man niemals wissen konnte, was sie im nächsten Moment sagen würden. Das war so peinlich, daß einen die schöne berufsmäßige Aura, die sie einer distinguierten Pension verliehen, kaum darüber trösten konnte; abgesehen davon, daß das Mädchen sich Flauen in den Kopf setzte.

Harold sagte nichts, wartete nur geduldig, bis man ihm das Gemüse anbot.

„Stille Wasser sind tief“, sagte Mason. „Er wird uns noch mal in der Nacht anrufen, damit wir ihn gegen Kaution von der Polizei lassen.“

„Jetzt kann man sich denken, wo er seine Abende verbringt“, sagte Bierlin. „Klar, daß das nicht immer beim Tennis ist.“

„Ein Saff ist des anderen wert“, sagte Owen (alias Bunningtopf, der Widerwärtige) zu Harold's Hinten und nahm dabei zwei Tomaten — wo doch nur sieben auf der Schüssel gemessen waren, als das Mädchen zu servieren begann.

Und nun kam das Mädchen zu Harold. Es gab nur noch eine Tomate und ein paar jämmerliche Salatblättchen. Harold nahm seine legale Portion Salat, den Rest und die Tomate ließ er an Frau Pound weitergehen.

„Möchten Sie nicht eine Tomate, Herr Altridge?“ fragte Frau Pound. Sie sagte nicht die Tomate, aber sie meinte es.

„Danke, nein“, sagte Harold höflich und unaufrichtig. Jetzt versteht man auch, weshalb Harold an Frau Pounds linker Seite saß, wo er als letzter vom Gemüse abnahm. „Der hat aber einen Rater“, sagte Bunningtopf und vertiefte sich in seinen wohlgefüllten Teller. „Na, kein Wunder.“

„Ich denke, wir haben wirklich genug davon gesprochen“, mischte Frau Pound sich jetzt ein. „Und wenn nur jeder sich so gut benehmen wollte wie Herr Altridge, es stünde besser um diese Welt.“

Frau Pound wollte nicht, daß der Glanz ihrer Pension allzusehr verpöppelt wurde.

„Ach, das zarte Bömmchen!“ sagte Bunningtopf, an dem die Erinnerung an die verweigeren zehn Schilling immer noch nagte. Er hatte zum Ausgleich heute abend allerdings zwei Tomaten.

„Jetzt ist es aber genug, Herr Owen“, sagte Frau Pound scharf. Sie spürte, daß sie sich leisten konnte, in diesem Ton mit Owen zu sprechen, denn sie mußte mit dem unersichtlichen Instinkt der Pensionärsinhaberin, daß Owen morgen unter vielen Entschuldigungen seine Rechnung nicht würde bezahlen

können; und Owen mußte das auch und hielt den Mund. Das Tischgespräch starb eines plötzlichen Todes, aber Harold, der dunkelrot an seinem Tischende saß, wußte genau, daß es nur einen geringen Anreiz brauchte, um von den Toten wieder aufzuwecken; er wußte, daß er ganz ungewohnenweise im Mittelpunkt belustigter Aufmerksamkeit stand, und er haßte das.

Er rutschte stumm auf seinem Stuhl herum, ließ sich nicht ein zweites Mal die Schüssel reichen (Frau Pound bot ihm immer noch einmal an, weil sie wußte, daß er dann stets ablehnte) und stockerte appetitlos in dem Pudding mit Eiercreme, der als letzter Gang folgte.

Und dann schob schließlich jeder seinen Stuhl zurück, und die Zigaretten kamen zum Vorschein. Das Abendessen war vorbei. Harold scherzte nicht mit den andern. Er dachte nicht daran, der Gedanke, daß er weiter mit ihnen zusammenbleiben sollte, erfüllte ihn mit Angst und Grauen. Er hoffte, daß man es nicht merken würde, gab aber diese Angst und dieses Grauen in jeder kleinsten Bewegung zu erkennen, als er jetzt eine halbe Goldkrone aus seiner Geldtasche fischte und sie Danvers über den Tisch hinreichte.

„Da haben Sie Ihre halbe Krone. Tausend Dank“, und schon war er zur Tür heraus und mit Blüheschnelle in die Halle gestürzt. Ein Griff nach dem Hut, und er schlug die Haustür hinter sich zu. Denn in dieser Weise im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu sein, war ganz und gar nicht nach dem Geschmack von Harold Norman Altridge.

Auf der Straße aber legte Harold eine Unentschlossenheit an den Tag, die in striktem Gegensatz zu seinem erst so heftigen Gehabe stand. Er war schon in der Richtung des Klubs gegangen, als er plötzlich halt machte, zauderte und dann mit zögernden Schritten weiterging. Er ging nicht in den Klub. Die vierjährige Gewohnheit hatte ihn fehlgeführt. Der Klub war jetzt für ihn verschlossen —

Ein großer Ochse...

Die beiden bekannten Kunstgelehrten Hermann Grimm und Anton Springer machten einmal zusammen eine Reise durch Süddeutschland, um Gemäldesammlungen von Privatleuten zu studieren. Als sie in Bamberg in einem Galshaus saßen, hörten sie, in der Nähe der Stadt habe ein reichgeborener Viehhändler ein Landhaus, das mehrere kostbare Gemälde besaß, die er von dem Vorbesitzer übernommen habe. Sie machten dem Manne alsbald einen Besuch und fanden einen vierstübrigen Gesellen, der sich sehr geschmeichelt fühlte, als er vernahm, die Herren seien Professoren der Kunstgeschichte. Er führte sie durch alle Räume seines Hauses. Die beiden Herren zeigten sich sehr bedrückt, und der dicke Emporkömmling meinte, indem er sich die Hände rieb: „Die Herren sind große Kenner. Das merkt man.“

Als sie im Eßzimmer angelangt waren, rief der dicke Besitzer großspurig: „Und hier meine letzte Ergrünung!“ ein edler Rubens. Hat aber auch kostbares Geld gefloht.“ Erfaum traten die beiden Gelehrten vor das mächtige Bild. Tiefes Schweben. Da flüsterte plötzlich Springer seinem Freunde Grimm zu: „Eine Kopie — gar nicht zu verwechseln!“ Der Viehhändler, der wie ein Luchs aufgespritzt hat, wird perterrot und plagt los: „Das muß ein großer Ochse sein, der nicht steht, daß das ein echter Rubens ist!“ Darauf verließen die beiden Kenner stichartig das Landhaus.

Immer, wenn Hermann Grimm diese köstliche Geschichte in seinen Vorlesungen an der Berliner Universität erzählte, sagte er hinzu: „Meine Herren, merken Sie sich fürs ganze Leben: Wenn Sie einen Schriftsteller oder Künstler loben, sind Sie ein großer Kritiker, wenn Sie ihn tadeln, ein Ignorant und Esel.“ K. Qu.

Der Schlager

Nichts ist geistreicher als neue Schlagertexte. Ein Mann ging in eine Musikalienhandlung und sprach: „Ich möchte gern den neuesten Schlager haben. Er geht so: Bumm, bumm, bumm dann tratorara.“

„Ich kenne die Melodie nicht. Wie heißt denn der Text?“

„Aber lieber Herr“, sagte der Kunde, „daß war doch der Text!“

Fatales Mißverständnis

Theo hat Theo geheiratet. Beim Hochzeitsmahls steigen allerhand schöne Reden. Schließlich soll auch Theo selbst eine Rede halten. Zögernd steht er auf, legt seine Hand auf Theas Haupt und sagt: „Verehrte Anwesende! Man hat mich hierzu gezwungen, weil ich ein so großer Mann bin.“

Bräutliches Gelächter der Umstehenden. Kirchrot vor Berlegenheit stammelt Theo: „Ach meine doch die Rede und nicht meine Frau.“

Neunzig Jahre Frauenstudium

Lange, bevor die Frauen in Deutschland zum Universitätsstudium zugelassen wurden, hatten sich ihnen die Schweizer Universitäten erschlossen. Die erste weibliche Studentin weist Zürich auf im Jahre 1840. Später öffneten sich den Frauen auch die übrigen Schweizer Universitäten. Die ersten in Deutschland tätigen Ärztinnen, Frau Tiburtius und andere, haben noch in der Schweiz studiert.

er hatte nicht den Mut, sich dort zu zeigen. Statt dessen aber hatte er versprochen, nach Hillbrow Crescent zu gehen und Fräulein Clarence aufzusuchen. Sonderbar, daß das, wenn auch nur einen Augenblick lang, seinem Gedächtnis entfallen sein konnte. Und mit einemmal war er sich bewußt, daß er gar nicht wirklich zu Fräulein Clarence zu gehen wünschte. Alles schien ihm danor zu warnen, sein Instinkt, sein Anstandsgefühl, seine angeborene Vorsicht. Er war fest überzeugt, daß Großtante Matilda, sollte sie noch am Leben sein, jeden Zusammenhang mit Fräulein Clarence auf das schärfste mißbilligen würde. Und mit einemmal war er sich bewußt, daß alle die Träume und Phantasien des Tages es ganz unmöglich für ihn machten, sie in Fleisch und Blut wiederzusehen. Sein schlechtes Gewissen verdrängte ihm gegen alle Vernunft, daß sie genau wissen würde, wie er an sie gedacht hatte. Harold überlebte sich vor dem Umsturz in seinem Leben, den sie, wie er mit einemmal klar fühlte, bedirnen würde (der Prozeß hatte schon begonnen; war ihm nicht der Klub verschlossen?); er hatte Angst, ihr zu begegnen; wenn er nur irgendwoanders hätte hingehen können! Da aber merkte Harold, daß seine Beine ihn aus eigener Initiative an das Gartentor Nummer vierzig in Hillbrow Crescent gebracht hatten. Er war so verblüfft, daß er sich gleich darauf dabei ertappte, wie er an die Tür klopfte.

Ein paar Sekunden verstrichen, dann öffnete ihm Fräulein Clarence.

„Guten Abend“, sagte sie.

„Guten Abend“, sagte Harold. Sie starrten einander eine Weile gegenüber und starrten sich an. Dann —

„Wollen Sie nicht hereinkommen?“ sagte Fräulein Clarence zögernd.

„Danke sehr“, sagte Harold.

(Fortsetzung folgt.)